

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 192 (1913)

Artikel: Noch etwas vom Bauernhaus
Autor: Schlatter, S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374491>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

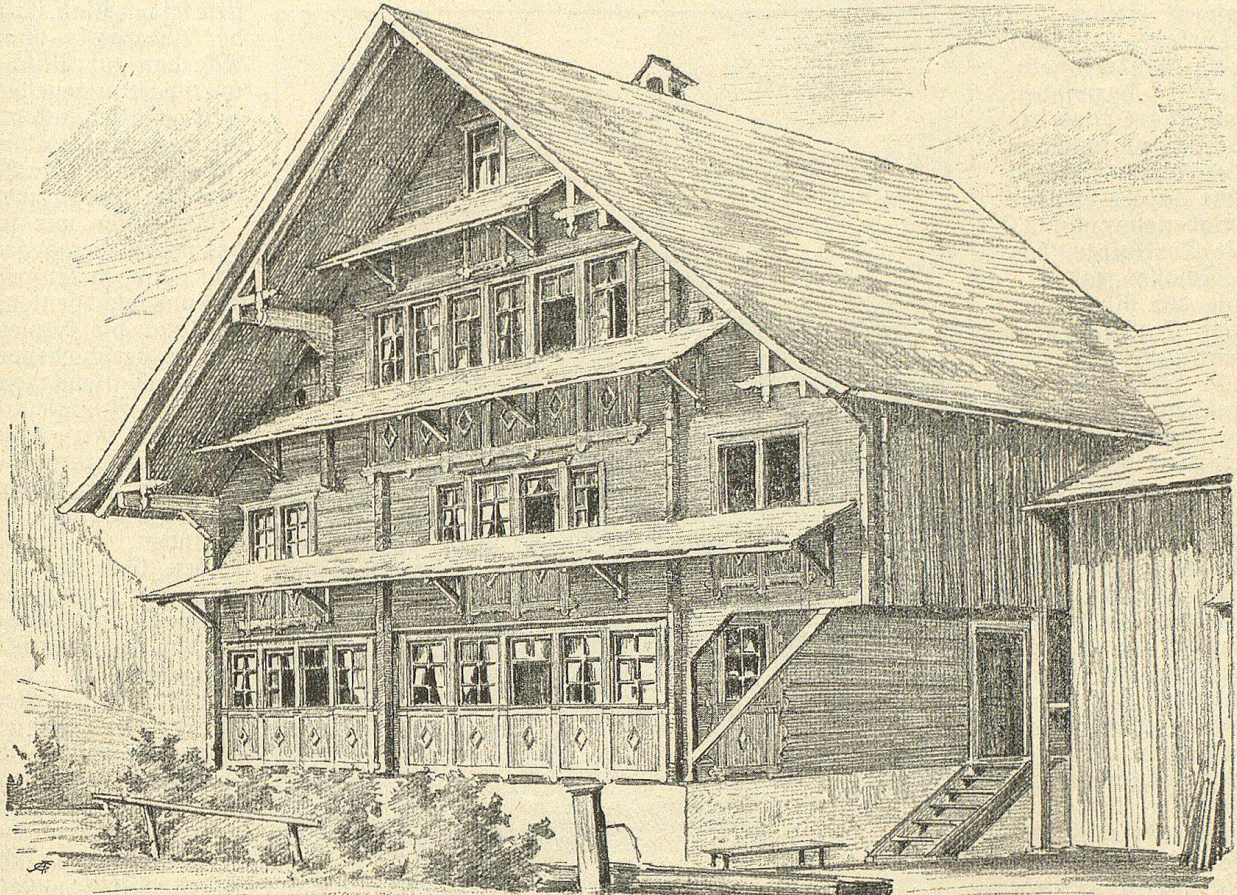
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Noch etwas vom Bauernhaus.

Von S. Schlatter.

Im letzten Jahrgang unsers Kalenders sind wir ein wenig den Bauernhäusern nachgegangen. Wir haben gesehen, wie sich dieselben im Lauf der Jahrhunderte allmählig vom dunkeln, einräumigen Hütt-

genden von recht verschiedenem Charakter. Am meisten Gleichartigkeit mit dem Appenzellerland hat das Land im Westen, das Toggenburg. Auch sein Gebiet besteht aus Berg- und Hüggelland, von



In Sigetswil (Brunnädern)

Toggenburgerhaus.

chen zum behaglichen Heim ausgestaltet haben, das mit vielen hellen Fenstern nach der Sonne schaut. Wir sind bei dieser Wanderung in der engsten Heimat des Kalenders, im Appenzellerländchen, geblieben, wo der Weber und der Fabrikant eben so viel oder fast mehr Bedeutung und darum auch Einfluß auf die Gestaltung des Hauses hatten als der Bauer. Da der Kalender aber, als richtiger gründlicher und betriebsamer Appenzeller gerne noch weiter hinauswandert in die nachbarlichen Gegenden, und auch dort seine Augen offen hat für alles, was ihm begegnet, so will er dies Jahr versuchen, ein wenig von den Häusern zu plaudern, die er dort zu sehen bekommt.

Hauptsächlich nach drei Seiten führt uns der Weg, und nach allen dreien treffen wir auf Ge-

den wilden Felsen des Alpsteins und der Churfürsten bis hinab zu den sanften Höhen bei Wil. Unzählige Täler und Tälchen, Hügelrücken und Abhänge sind besetzt mit den zerstreuten Heimaten, die ein kleines Reich für sich bilden, aber einer zahlreichen, lebensfrohen Familie nur ein spärliches Auskommen bieten. Drum klappert auch hier der Webstuhl im Keller, wenn auch etwas andere Ware fabrizierend, oder geht der Wagen der Stickmaschine im Anbau unermüdlich hin und her. Und in den Dörfern wohnen die Fergger und die Fabrikanten.

Anderes Land erreichen wir auf den Straßen, die wie Bergpässe über den Ruppen und Stoß, oder gar als steile Fußpfade über Hohen Rasten und Saxerlücke führen. Dort, im Rheintal, haben

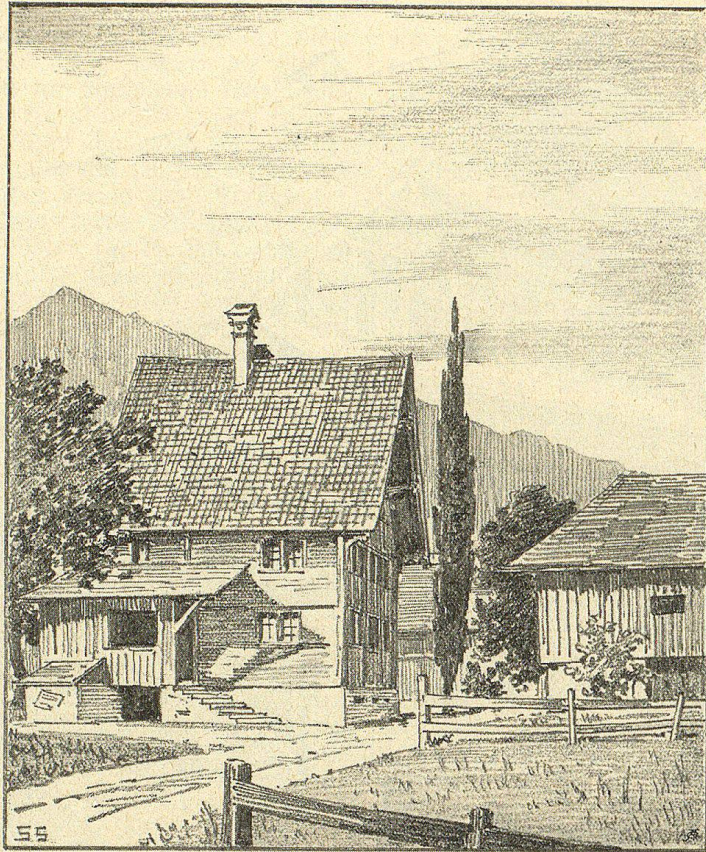
sich zwar die Dörfer meistens auch noch am untern Abhang der Berge festgesetzt, wo sie von den Ueberschwemmungen des Rheins nicht erreicht wurden. Aber ihr hauptsächlichstes Land liegt eben wie ein Seespiegel, weit sich dehnend zwischen den weit auseinander gerückten Bergen. An den Abhängen hinter den Dörfern ziehen sich Weinberge hinauf. Draußen, in der weiten Fläche wogen noch die Kornfelder, reist in langen Zeilen der „Türken“, blühen weiß die Kartoffeln. Und dazwischen rauscht im Ried der Schilf und schwarze Vertiefungen zeigen eine andere Art der Bodenausnutzung, die Torfkultur, das „Schollengraben“, wie der Rheintaler sagt. Die Wege vom Dorf zu Acker, Weide und Ried sind oft stundenweit. Da ist der Bauer viel mehr draußen beschäftigt, Reben, Acker und Torffeld geben mehr Arbeit als die Wiese. Er ist deshalb auch viel mehr Bauer geblieben, als in Appenzell und im Toggenburg, die Hausindustrie hat wenig Boden gefunden, erst in neuerer Zeit gehen die Töchter in die Fabrik.

Wendet sich der Appenzeller gegen Norden, so übersteht er von seiner letzten Höhe bei Bögelsegg ein weites, offenes Land. Leicht gewellt zieht es sich hinaus, langsam zum Boden- und Untersee abfallend. Aus dieser Weite macht es den Eindruck eines riesigen Laubwaldes. Aber dieser besteht aus „bärrigen“ Bäumen. Wandert man hinunter nach Wittenbach und weiter in's Land, so rücken die mächtigen Kronen der Birn- und Apfelbäume auseinander in großen Abständen. Dazwischen ziehen sich die langen, regelmäßigen, leicht gewölbten Zeilen grüner Heuwiesen. Früher, in unsern Bubenjahren, ging der Pflug darüber. Vieles, weites Gebiet war damals noch fruchtbares Kornland, wo heute die Mähmaschine durch's hohe Gras fährt und die großen Kuhherden weiden. Der Thurgauer und sein st. gallischer fürstenthümlicher Nachbar war durch viele Jahrhunderte reiner Ackerbauer mit verhältnismäßig kleinem Viehstand. Ganz anders als Appenzeller und Toggenburger

wohnte er nicht zerstreut in seinen Gütchen, sondern beisammen in Dörfern und Weilern. Dagegen liegen seine Güter nicht in geschlossenem Besitz beieinander, sondern in einzelnen Ackerzelgen, Weiden etc., oft in weiten Abständen verteilt in der weit ausgedehnten Dorfflur. Selbstverständlich gab diese alte Kulturform dem Lande und den Behausungen seiner Bewohner das Gepräge. Auch

hier hatte Hausindustrie keinen Platz. Erst der Uebergang vom Ackerbau zur Milchwirtschaft in neuester Zeit gestaltet auch da die Verhältnisse ähnlich wie bei den Nachbarn im Berglande.

Betrachten wir so das verschieden geardete Land, so können wir uns leicht denken, daß auch die Häuser sich in verschiedener Weise gestaltet haben müssen. Am gleichartigsten mit dem Appenzeller Landescharakter haben wir den toggenburgischen gefunden. In diesen beiden Gebieten ist auch die Menschenwohnung am ähnlichsten. Der Entwicklungsgang war der gleiche, und das Resultat fast ebenso. Auch hier fallen die sauberen, stattlichen Dörfer zuerst auf, die so gar wenig bäuerlich dörfliches an sich haben. Viele Häuser



An der alten Straße in Oberriet.

ohne Scheune, nirgends ein Miststod an der Straße, alle sauber gepußt, viele vertäfert und hell gemalt, breite Straßen durchführend, auf denen städtisch gekleidete Damen wandeln, so sieht das Toggenburger Dorf aus. Und das überall in Tälern und an Höhen zerstreute Bauernhaus gleicht ebenso dem appenzellischen. Es ist ebenfalls „gestrichelt“, mit Zugladerfaserung unter den Fensterreihen und Schindelschirm an den Wetterseiten. Da und dort verbirgt sich verschämt noch ein altes „Tätschhäuslein“ mit niederem Dach, vielleicht haben ein paar davon sogar noch das mit Steinen beschwerte Lageschindeldach (ich sah ein solches vor wenigen Jahren noch bei Starfenbach). Die meisten aber kehren stolz und offen den hohen Giebel mit vielen Fenstern der Sonne zu und sind beschützt vom genagelten Schindel- oder Ziegeldach. Auch die innere Einteilung und Einrichtung ist die gleiche. Nur zwei Bauteile weist das Toggenburgerhaus auf, deren

einer im Appenzellerland ganz fehlt, der andere nur vereinzelt und hauptsächlich in den westlichen, diesem benachbarten Dörfern vorkommt. Der erstere ist die Laube am obern Stock, hier der „Schluss“ genannt. Sie ruht auf vortragenden Balken und ist mit Brettern verschalt, immer an der Traufseite über dem Hauseingang angebracht. Sie bildet dadurch eine gute, schützende Ueberdeckung des Haustürvorplatzes und einen behaglichen Sitzplatz im Freien. In ihrem Schutz sitzen gerne die Frauen mit ihren Stuhlrähmen am Nachsticken, Ausschneiden zc. für die große Landesindustrie. Ein Anblick, der Manche mit dem Ueberhandnehmen der Hausindustrie versöhnt. Der im Innern des „Schlusses“ gewonnene Raum dient zum Wäsche trocknen, als Vorratsraum, Gerümpelkammer u. dgl. Das zweite sind die Bordächer über den Stubenfenstern an der Giebelseite. Sie ruhen auf „Klebböcken“, die an der Strickwand angehängt sind und heißen deshalb auch „Klebbäcker“. Diese Böcke sind entweder zierlich gearbeitet und sichtbar, oder mit einer im Viertelskreis „gefehlten“ Verschalung verdeckt. Sie halten in praktischer Weise Schlagregen sowohl als die heißen Strahlen der hochstehenden Sommer Sonne von den Fenstern ab, während die tiefe, willkommene Winter Sonne ungentert in die Stuben scheinen kann. Diese Bordächer finden sich an größern Häusern nicht nur über den Stubenfenstern, sondern auch über denjenigen der obern Stockwerke, manchmal drei übereinander. Sie ziehen sich wohl auch einmal um die Ecke herum, der Traufseite entlang. Das Toggenburg scheint Bordach und Laube von der innern Schweiz her erhalten zu haben, wo beide häufig

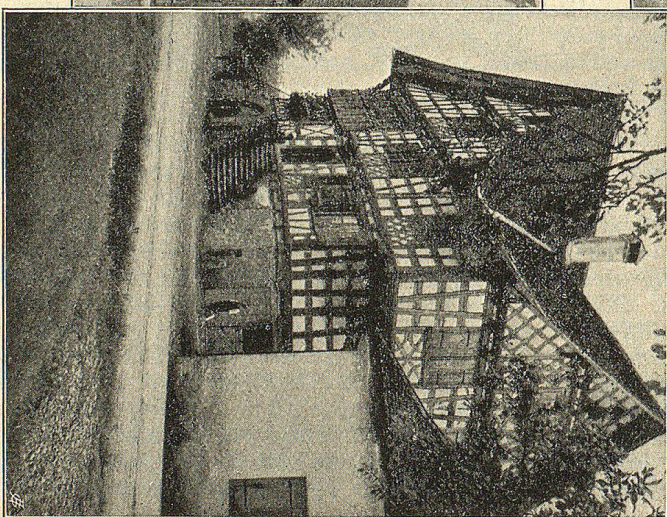
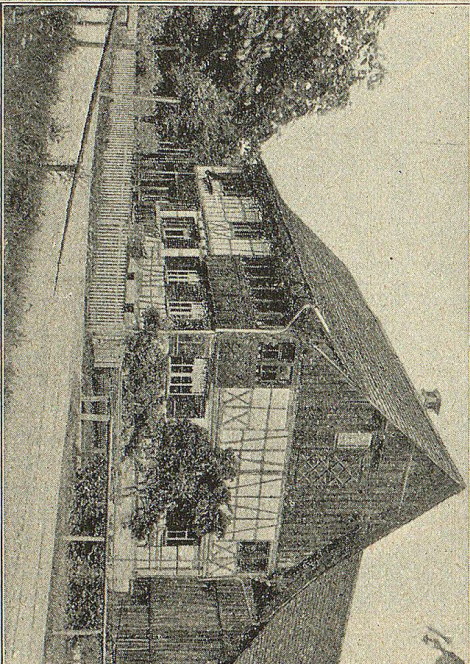
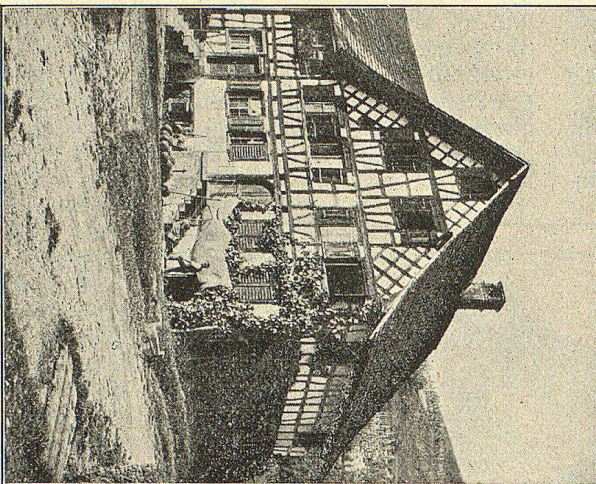
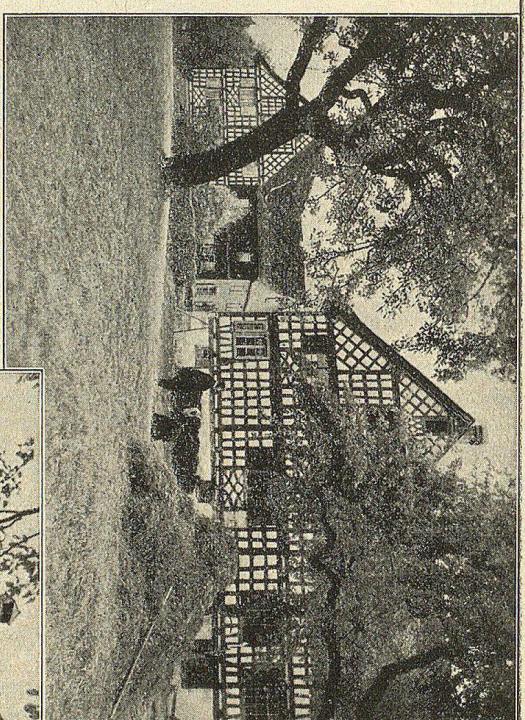
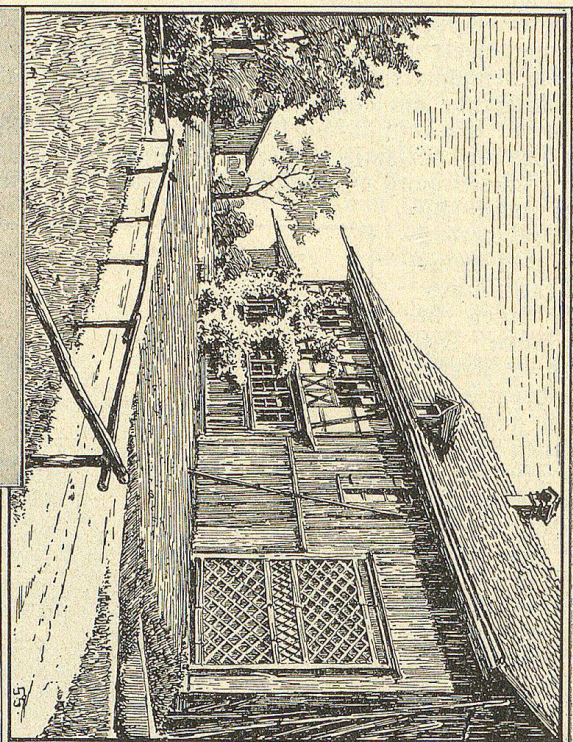
und an ältesten Häusern vorkommen. Dagegen ist im Toggenburg die Scheune nicht so allgemein direkt mit dem Hause verbunden, wie im appenzellischen Nachbarland. Je weiter gegen Wildhaus hinauf wir steigen, desto ähnlicher den Häusern des letztern werden die Heimstätten, so sehr, daß sie dort oben kaum mehr sich von jenen unterscheiden.

Auch gegen das Rheintal hinunter ist der Uebergang zu einem etwas andern Haustypus ein allmählicher, fast unmerklicher. Die Bergheimaten an den Abhängen des Ruppen und Stoß sind noch volle Appenzeller auch auf st. gallischem Boden. Und das Dorf Eichberg könnte ganz gut auf der andern Seite der Föhnern stehen. Auch die eigentlichen Rheintaler Dörfer von Bernegg bis Sax unterscheiden sich eigentlich von appenzellischen bloß dadurch, daß der Einfluß der Industrie in ihren Häusern nicht sichtbar ist. Man möchte sagen: sie sehen so aus, wie sie in der gebirgigen Ostschweiz überall aussahen, bevor die



Das Haus der Rheintaler Dörfer.

Fabrikation diese umgestaltete. Sie haben den rein bäuerlichen Charakter bis in die neueste Zeit hinein viel reiner bewahrt. Natürlich sind auch hier die rein baulichen Fortschritte mitgemacht worden: das Täschehaus ist selten, das Steindach ganz verschwunden. Die Giebel sind hoch und tragen Nagel- und Ziegeldächer. Die Fenster sind zahlreicher und größer als z. B. in den ganz zurückgebliebenen Bündnerhäusern. Aber der Webkeller fehlt, die ganze Vertäferung der Hausfront ist selten und der helle Anstrich ebenfalls. Der sichtbare Wandstrich zeigt sich noch häufig, die Zugladenvertäferungen beschränken sich auf die Fensterpartien der Stuben und haben die schönen, besonders zierlich ausge-



Thurgauer Bauernhäuser.

Oben links: Thurgauer Straußhaus. Oben rechts: Stöden bei Rimmiswil. Unten links: Gietfurt. Unten Mitte: Roggwil bei Giron. Unten rechts: Oberach.

geschnittenen Seitenbretter erhalten. So ist der Gesamteindruck der Hauswände noch ein dunkelbrauner. Weiße Sockelmauern, grüne Rebentrüeter, reicher Blumenschmuck an den Fenstern, mächtige Obst- und Nußbäume zwischen den Häusern stimmen wundervoll mit dem dunkeln Holze zusammen, so daß wir hier manchmal auf Dorfbilder von ungemeiner Schönheit stoßen, die ganz an Bergdörfer in ähnlich tiefen Lagen der Innerschweiz erinnern. Besonders schön sind diese Bilder im obern Rheintal. Da rücken die Dorfsiedelungen an den Fuß der Appenzellerberge hinauf, die dort ganz gewaltig steil und wild aus der Ebene aufragen.

So treu eidgenössisch die Nachbarn auf der Nordseite auch sind, und so sicher die Schweiz auf ihre gute Hut an der Grenze bauen darf, so müssen wir doch bei der Betrachtung ihres Hauses uns an einen alten Spottnamen der Thurgauer erinnern. Dreiviertels-Schwaben schimpft man sie wohl, und schwäbisch ist wirklich die Art ihres Wohnens. Schon dicht an der Appenzellergrenze, im obern Watt beim Riethäusli, am „Weg“ gegen Schaugen zc. erscheinen Häuser von ganz anderem Aussehen, als in den bis jetzt von uns durchwanderten Gegenden. Sie stehen noch vereinzelt zwischen gestrickter Giebelhäusern, wie Vorposten einer feindlichen Armee. Weiter hinunter, um Mörschwil schon, haben sie das Feld ganz erobert. Das Hauptquartier dieser Armee liegt drüben, auf dem andern Ufer des Bodensees, im oberschwäbischen Gebiet. Es ist das allemannisch-schwäbische Haus, das sich über den Rhein herüber in den alten Thurgau ausbreitete. Der Hauptunterschied liegt in der Konstruktionsart. Der Block- oder Strickbau ist verschwunden und das Riegelwerk an seine Stelle getreten. Ganz alte Häuser sind zwar auch noch in reinem Holzbau zu finden. Sie zeigen den Vorläufer des Riegelbaus, den sog. Ständerbau. Das ist ein Gerippe von starken Ständern oder Pfosten und Schwellen, zwischen welchen die Wandflächen aus dicken Dielen eingenutet sind. Der volkstümliche Name dafür ist „gewandet“. Schräge Büge am obern und untern Ende der Ständer (auch „Studen“ genannt) geben dem ganzen Gefüge die Festigkeit. Beim Riegelbau sind die Pfosten zahlreicher, mit Bügen und Riegeln verbunden, und die Felder dazwischen sind ausgemauert und weiß verputzt.

Ein zweiter Unterschied liegt in der andern Anordnung der Gesamtform. Die meisten Häuser dieser Gegenden, besonders die ältern, haben „Trauf-front.“ Sie kehren nicht den Giebel, sondern die eine Dachfläche gegen die Sonne oder die Straße, und die Stubenfenster liegen an dieser Seite. Die angebaute Scheune liegt unter dem gleichen Dach, das sich dann in einer langen Firsklinie breit hinlagert. Auch diese Häuser haben an den Stubenfenstern meist Zugladen mit der schützenden Vertäferung davor. Das Holzwerk der Riegelwände ist entweder von der Sonne dunkel gebräunt, oder „hausrot“, manchmal auch bläulichgrau gestrichen, das Mauerwerk dazwischen weiß verputzt. Ein dunkles Ziegeldach, ein paar grüne Trüeter an

der Wand, eine Reihe üppig blühender Blumenstöcke an den Fenstern, alles miteinander ergibt auch hier ein freundliches, ländlich behäbiges Bild. Zwischen diesen langgestreckten Häusern erheben sich noch andere, besonders in den reicheren Dörfern und Weilern weiter unten im Thurgau. Es sind eigentlich nicht mehr den ganzen Bauerngewerb, Wohnung, Stall und Scheune umfassende Häuser, sondern wirkliche Bauernhöfe. Das Haus ist ein Glied für sich, das vornehmste des Ganzen. Es kehrt nun auch stolz seinen Giebel gegen die Straße, breit, hochragend, vielstöckig über einander. Da kommt das Riegelwerk besonders zur Geltung in vielfacher, reich belebender Durchkreuzung. Gerne deckt eine Laube oder ein Ueberbau den hinten oder seitlich angebrachten Eingang. Neben oder hinter dem Hause steht die Scheune mit Ställen, Tenn, Heu- und Garbenbühne und Remise als selbständiger Bau. Und auf der andern Seite, einen großen Hof umhiegend, kommt noch ein Waschhaus dazu, das oft die Mosttrotte, den Sau Stall u. dgl. mit unter sein Dach aufnimmt. Ein Gemüse- und Blumengarten vor dem Haus, zwei schlank Bappeln davor, ein mächtiger Nußbaum dahinter, und das Bild eines stolzen, reichen Bauernhofes ist fertig. Wenn zwei, drei solche Höfe beisammen auf einem der zahlreichen Hügel stehen, so daß ihre Giebel hell und weit über das fruchtbare Land und den dasselbe verhüllenden Obstwald ragen, dann entsteht ein Bild von stolzem Reiz. Wenn im Frühling das ganze Land im Schimmer der blühenden Bäume prangt, oder im Herbst der reiche Obstsegen aus dunklem Laube lacht, dann pilgert der Städter gerne hinunter nach „Mostindien“. Wie mancher Blick streift dabei mit Wohlgefallen über alle diese ländliche Behaglichkeit, wie oft mischt sich in die Freude auch ein wenig Neid. Wie mancher denkt im Stillen an seine enge Mietwohnung im vierstöckigen Hause mit Duzenden ihm fremder Menschen unter gleichem Dach. Er denkt wohl daran, wie schön er und besonders seine Kinder es hätten, wenn sie auch so auf freiem Lande in frischer Luft bei gesunder Arbeit leben dürften. Der Schreiber selbst erinnert sich dabei oft an ein kleines eigenes Erlebnis. Saß er einmal in einem hübschen Dorfe und zeichnete eifrig eine alte Hausgruppe in sein Skizzenbuch. Ein Bublein schaute ihm zu und ließ sich mit dem fremden Manne in ein examinierendes Gespräch ein: „wie viel Kühe hast du, wir haben zwei?“ meine bedauernde Antwort war: „gar keine.“ „Aber wie viel Geißen?“ Immer tiefer sank ich vor mir selbst und das Bekenntnis, nicht einmal ein einziges Geißlein zu besitzen, wurde mir wirklich schwer. Und richtig, der Junge lief zu ein paar Kameraden hinüber und erzählte ihnen eifrig: „lojed, das ist jek en arme Ma, de hät nöd emol e Geiß.“ Ich aber wünschte dem wackern Bauernbuben von Herzen, seine tüchtige Gesinnung und Wertschätzung seines Standes möge ihm sein Leben erhalten bleiben. Er wird sich sicher auch seines altväterisch gemüthlichen Heims nie schämen und dasselbe wohlverhalten seinen Kindern bewahren.